

Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 43 (2003)

Artikel: Deftig, traurig oder verspielt
Autor: Brupbacher, Dölf / Kunz-Weber, Rosina / Tasnady, Dominik
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-954244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Deftig, traurig oder verspielt

Beiträge aus der Erzählacht

In den letzten Jahren hat sich, jeweils im November, schweizweit und so auch in Meilen die neue Tradition der Erzählacht eingeschrieben. 2001 wurde die Veranstaltung statt in freiem «Erzählen von damals» als Vorlesen niedergeschriebener, auch literarischer Texte aufgelesen. Wir haben aus der vielfältigen Reihe deren drei für diesen Band übernommen.

Der Güllenbub

Dölf Brupbacher

Die Kirchgasse ist eine der ältesten Strassen in Meilen. Sie hatte lange Zeit keine Kanalisation; auf alle Fälle nicht in den frühen vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Das Abwasser wurde in einer Güllengrube gesammelt und musste einmal im Jahr von Hand geleert werden. Damals gab es den «Güllen-Schniider» noch nicht. Das ist keine despektierliche und persönlich charakterisierende Bezeichnung. Sie diente damals und heute einfach zur Unterscheidung vom «Fuhrhalter-Schniider», bezog sich also auf den Beruf oder das Geschäft. Solche Bezeichnungen wie «Mödeli-Pfister» (Herr Pfister war Molkereiverwalter) oder «Fähre-Schaaggi» (er hiess Guggenbühl und führte seinerzeit den Fahrenkiosk) oder «Moster-Kunz» an der Seidengasse waren nicht ehrenrührig. Natürlich gab es auch solche, «Chlapf-Hans» zum Beispiel. Aber das ist eine andere Geschichte. Also zu der Zeit, es mag etwa 1944 gewesen sein, ich war ein Fünftklässler im Schulhaus Dorf bei Herrn Romann (oder vielmehr bei x Vikaren, da er meistens Aktivdienst leistete), kam beim Grossvater an der Kirchgasse wieder die Zeit, da die Güllengrube geleert werden musste. Der Grossvater väterlicherseits war Schuhmacher und arbeitete mit seinen 74 Jahren nur noch in reduziertem Umfang. Die besagte Güllengrube befand sich genau auf dem Weglein zwischen der Haustüre und seiner Budik. Und wie gesagt, es gab noch keinen «Güllen-Schniider», der mit seinem Lastauto die Grube leersaugen konnte. Aber meine Grosseltern hatten ja ihren Enkel, der sich immer Montag und Freitag bei ihnen an der Kirchgasse (und am Mittwoch bei Grossvater Kunz auf der Kantonalbank) zum Mittagessen einfand. Natürlich gab es immer etwas Spezielles. So ist es denn nicht verwunderlich, dass der Kirchgass-Grossvater fand, ich, der Enkel, sei wohl in der Lage, die Güllengrube zu leeren.

Der folgende Text entspricht nicht üblichen Heimatbuch-Texten. Zarter Besaitete sollten diese Geschichte nicht oder nur nach ein paar tiefen Atemzügen lesen. Tiefes Durchatmen ist auch nachher angezeigt, vielleicht sogar Händewaschen.

So stand ich denn an einem schulfreien Nachmittag an der offenen Grube. Als Requisiten standen mir ein «Schüeffi» mit einem langen Stiel und eine Spritzkanne zur Verfügung. Dazu kamen die Ermahnungen des Grosi, ja das Weglein nicht allzu dreckig zu machen, denn schliesslich wollten die Kunden ja nicht durch das «wohl»riechende Verschüttete laufen. Nun, lieber Zuhörer, sind Sie schon einmal vor einer solchen Güllengrube gestanden? Haben Sie schon einmal den ätzenden Geruch in der Nase gehabt? Und haben Sie schon einmal einen Blick hinab geworfen und alles gesehen, was da – vor allem durch das WC – hineingeschwemmt wurde? Nämlich Dickes und Dünnes, dazu Zeitungen, mit denen man damals den Hintern geputzt hat (Klosettpapier gab es noch nicht), und so weiter. Dazu kamen noch die Instruktionem des Grossvaters, jeweils gut umzurühren, denn das Dicke liege auf dem Grund der Grube, das müsse vor allem hinaus. So fing ich dann an, die erste Kanne zu füllen: Gut rühren und dann sorgfältig einfüllen – das ist gar nicht so einfach. Denn erstens ist der Haltegriff der Kanne im Weg und zweitens das Loch nicht allzu gross, dafür aber das Schüeffi. Auf alle Fälle waren bald der Griff und die Oberfläche der Kanne verschmiert vom Inhalt der Grube – ich erspare mir eine weitere Beschreibung.

Bald waren auch meine Hände und die Hosen im gleichen Zustand. Denn der Inhalt der Kanne musste im Garten in die Beetli geschüttet werden. Die ersten Kannen goss ich in das Rabättli an der Kirchgasse, aber die weiteren mussten in den Garten gegen den Schulhausplatz hinaus geleert werden. Und das war eine rechte Strecke. So erstaunt es nicht, dass halt die schwere Kanne manchmal überschwappte und Weglein wie Träger in Mitleidenschaft zog. Aber, oh Wunder; mit der Zeit machten mir der Gestank und die klebrigen Hände nichts mehr aus. Es bereitete mir fast Freude, die Kanne mit einem solchen Schwunge auszuleeren, dass es richtig platschte. So lagen denn grosse und kleine, dicke und dünne Kegel mit Papierfetzen aller Grösse einträchtig im hinteren Garten, das Flüssige versickerte sehr schnell.

Mit der Zeit aber wurde ich müde. Der ganze Garten hatte ja etwas abbekommen. Weil das Dünne so rassig versickerte, beschloss ich, den langen Weg etwas abzukürzen und hinter dem Schöpfli, wo es den Blicken der Auftraggeber entzogen war, alles ins gleiche Loch zu giessen. Es versickerte tatsächlich und alles war in bester Ordnung. Wenigstens so lange, bis Frau Hochstrasser vom Nachbarhaus herausgestürzt kam und rief: «Nei aber au Dölfi, was machscht au du. Bi mir truckt alles i d Wöschchuchi inel!» Zum Glück erschien der Grossvater und konnte die aufgebrauchte Nachbarin beruhigen. Zudem war die Güllengrube unterdessen praktisch leer, sodass der Zufluss von selbst aufhörte.

Zum Abschluss durfte ich dann, so, wie ich war, auf die Gemeinderatskanzlei gehen und melden, die Güllengrube sei jetzt vorschriftsgemäss leer und stehe für eine Besichtigung zur Verfügung. Es war ein ganz komisches Fräulein hinter dem Schalter: Sie machte stän-

dig eine Grimasse mit ihrer Nase und kam nie an den Schalter heran. Erst als ich nach Hause an die Allmendstrasse zurückkehrte und die Mutter entsetzt feststellte, ich stinke und müsse sofort ins Bad, wurde mir mein Zustand bewusst. Aber bei Frau Hochstrasser soll es noch lange gestunken haben.

Nachsatz: Natürlich hatten mich einige Klassenkameraden bei der so angenehmen Tätigkeit gesehen. Und so kam für einige Zeit in Meilen ein neuer Übername auf: «Güllebueb», verbunden mit einem Zuklemmen der Nase!

De Ludi Chäller isch vertronke!

S'Zweibachtobel z'Meile isch früener es wilds Töbeli gsi. Es hätt dozmal na kei Spazierwägli de duur gha. Aber s'Schönschti isch dä Weiher gsi, wo sich dur en chline Stauhang churz vor em Burgrändli bildet gha hätt.

Im Winter sind mir Schüelerchind a jedem schuelfreie Namittag druf go Schliefschueh laufe. Eusi Eltere händ scho glueget, vo irgendwohär so nes Paar Schliefschueh z'ergattere. Die hätt me mit eme Örgelischlüssel a d'Holzböde anekurblet und, dass s'ja g'hebed händ, mit Läderriemli über's Rischt agschnallet. Wänn's so bissig chalt gsi isch, isch de Weiher na gli g'frore gsi. Und will innere tüfe Mulde g'läge, isch's halt en wunderschöne windfreie Tummelplatz gsi. Wie hämmer da amel chöne devo schüsse, Päärlifangis mache und anenand anepütsche! Naturli hätt's eim au öppe uf de Hinder gleit, aber das hätt doch damal nüüt gmacht. Wider ufgschtande und wipers gschliefschuenet. Wänn's dänn am Abig zue gange isch, simmer herrli duregwärmt heizue.

So isch's im Winter gsi. Aber au im Summer hätt de Weiher s'jung Volk aazoge. Über em Schilf sind Libälle gschwirret und hie und da hätt me en Frosch g'seh is Wasser gumpe. Im Weiher drinn z'bade isch verbotte gsi. Es isch dozmal scho vill Gülle vo de Ormis und de Risihüüser dur de Weiher in Dorfbach gloffe.

Aber ebe, Chind und Buebe sind det immer öppe umegschtrielet. Da, amene Namittag hätt's a de Chirchgass e Ufregig gäh. E paar Lüt sind binenand gschtande, und eis vo euis hätt ufgschnappet: «Ja tänket, de Ludi Chäller isch vertronke!» – Je, das isch ja en Schuelkamerad vo mir gsi, und de Bueb vomene guete Fründ vom Vatter. Isch das mügli, hämmer tänkt, und sind's de Muetter hei go prichte. Mer händ dänn gseh, wie de Schriener Schlagehauf mit eme grosse Zwäirederwage dä Mühliwäg ab cho isch und druff isch mit emene wisse Tuech zueteckt öpper gläge. Wie isch das schrecklich gsi, z'tänke, dass da dä luschtig, fräch Ludi liit.

Am andere Tag isch dänn prichtet worde, dass de Ludi mit na eme Luusbueb es Floss boue hätt und mit dem uf em Weiher umegfahre seig. Da, bim liflüsse vom Bach, heig's das Brätt uf eimal umchert und die zwei Buebe seiged is Wasser gheit. De einti heb sich

* **Dölf Brupbacher**, pensionierter Personalassistent, hat sich als Abteilungs- und Korpsleiter bei den Pfadfindern (vgl. HB 1977) und als Vizepräsident der Schulpflege engagiert und ist heute Kustos des Ortsmuseums.

Rosina Kunz-Weber

Diese Geschichte ist in der Erzählnacht von Erika Tremp-Egger vorgetragen worden als von ihrer Mutter schriftlich aufgezeichnete Jugenderinnerung. Orthografisch wurde der Mundarttext in seiner ursprünglichen Fassung belassen.

am Schilf chöne hebe, aber de Ludi seig nümme ufe cho, me heb en im tüüfe Schlamm tot g'funde.

Am Namittag, anstatt de Turnschtund, isch die ganz Klass is Dorfbachtobel g'wanderet mit zwei grosse Zaine. Det hämmer Immergrünchrut zäme g'suecht. Und bis z'Abig am Sächsi isch en lange Chranz vo dem Grünen mit wiisse Papierblueme drin vo euis Maitli g'flochte worde.

Am andere Morge händ mir vier Arbeitermaitli dä Chranz zu dene Lüüt müesse bringe. Ich bin doch scho immer e Brüelitante gsi, und det han i fascht nümme zu de Auge usgseh. Mir hätt's s'Herz fascht abtruckt, wo mir dere arme Muetter händ s'Biileid müesse säge. Die hätt au nüt anders g'antwortet, als immer nur: «Min arme Ludi, lueged, wiener en liebe isch, min arme Ludi!»

* **Rosina Kunz-Weber**
wurde 1905 in Meilen geboren als Tochter des Johann Eduard Weber von Zürich und der Elisa Rosine Dolder von Meilen. Sie starb 1993.

Dominik Tasnady

Die letzte Geschichte hat, wie viele andere jener Erzählacht, nichts mit Meilen zu tun. Von der Rezension als Höhepunkt des Abends bezeichnet, besticht sie durch Originalität und sprachliche Virtuosität.

Die Selbstbeschenkerin

Man wäre geneigt zu sagen, die Selbstbeschenkerin müsse eine einsame Person sein, die an Weihnachten die für sich selbst gekauften Geschenke, welche sie am Ladentisch noch kunstvoll mit Geschenkpapier und Schleife einpacken liess, unter den prosaisch mit vereinzelt Silberkugeln, die im stechenden Grün vergebens ihresgleichen suchen, geschmückten Baum legt, ehe sie sich reichlich lustlos ans Öffnen der golden glitzernden Schleife macht und dann das mit Engeln bedruckte Papier entfernt, um mit einem müden Lächeln die gekünstelte Überraschung zu kommentieren. Erlauben wir unserer Vorstellung weitere Schritte, so sehen wir, wie die Selbstbeschenkerin über die grossen Einkaufsstrassen der Welt schlendert, im kalten Herbstwind vor einem Schaufenster stehen bleibt, um in der blassen Spiegelung des Glases, hinter welchem teure Kleider und Schmuck ausgestellt sind, das viel zu dick aufgetragene Make-up zu prüfen und mit einer raschen Bewegung wie im Verborgenen das verbleichende Rot ihrer Lippen wieder zum Leben zu erwecken, und wie sie schliesslich den Blick auf die angepriesenen Uhren und Ohringe wendet und dabei seufzend denkt, wie schade es doch ist, dass ihr Geburtstag noch in so weiter Ferne liegt, so dass sie noch so lange warten muss, sich zu beschenken.

Vielleicht jedoch verhält es sich ganz anders, denn während unsere Phantasie uns eine einsame alte Dame vorgaukelt, die von keinem Menschen der Welt beschenkt wird, mag die Selbstbeschenkerin im Gegenteil eine fröhliche und äusserst anspruchsvolle junge Frau sein, die stets von Kavalieren umgeben ist, die sie wiederum mit Rosen, Uhren und anderen Kostbarkeiten überschütten. Doch schenken will gelernt sein, da eine Schallplatte mit Johann Strauss' schönsten Walzern zur Beerdigung von Onkel Johan ebenso unpassend wäre wie umgekehrt eine Aufnahme von Faurés Requiem zur Geburt des lang-ersehnten Nachwuchses. Nun gilt es also, Regeln zu befolgen, was bei weitem nicht so leicht ist, wie man denkt. So grosse Mühe man sich

auch geben mag, vor Ausrutschern oder Regelverstößen ist selbst der erfahrenste Schenker bei diesem Spiessrutenlauf nicht gefeit. Die Selbstbeschenkerin ist sich dessen sehr wohl bewusst, und so hat sie, die während Jahren die Kunst des Schenkens studiert hat, beschlossen, nur noch sich selbst zu beschenken. Wie unangenehm ist es nämlich, wenn man jemandem etwas schenkt, das dieser bereits besitzt oder gar nicht will. Er wird es natürlich nicht sagen, doch wir werden es trotzdem bemerken. So beschenkt sich die Selbstbeschenkerin, wann immer ihr danach ist, sie braucht sich keine Gedanken darüber zu machen, ob das Geschenk zu persönlich oder vielleicht gar beleidigend ist, sondern kann sich im grossen Angebot der Geschenkehersteller ungezwungen austoben. Man könnte beinahe neidisch werden, wenn man daran denkt, dass uns die Tante bereits zum dritten Mal «Oliver Twist» geschenkt hat. Dann wiederum fühlt man sich getröstet, wenn man sich die grosse Party vor Augen führt, die die Selbstbeschenkerin zu ihrem 30. Geburtstag gibt. Sie hat alle ihre Bekannten eingeladen, die Sektkorken knallen – ihre Gäste wollen keinen teuren Champagner mitbringen, und den trinkt sie ohnehin am Abend in der Badewanne allein –, im Hintergrund dudelt Stevie Wonder sein «Happy Birthday», die Stimmung ist auf dem Höhepunkt und dann schreitet die Selbstbeschenkerin zum grossen Tisch, auf dem sich die bunten Geschenke stapeln. Sie durchwühlt den Haufen nach ihrem eigenen kleinen pink eingepackten Döschen, doch alle Gäste weisen sie schreiend wild durcheinander auf dieses und jenes Geschenk hin, denn jeder möchte die Freude auf ihrem Gesicht sehen, wenn sie sein Geschenk öffnet. Gequält arbeitet sie sich durch die Unzahl der teuren und billigen Parfüms, bedankt sich theatralisch überschwenglich, ein Kuss auf die Wange hier, eine Umarmung dort, unterdessen überblickt sie ihre einem Schlachtfeld ähnelnde Wohnung, um abschätzen zu können, wie lange es noch dauern würde, ehe sie ihr eigenes Geschenk würde öffnen dürfen. Sie zählt die Gäste und dann die Geschenke, ein Gast muss ohne Geschenk gekommen sein – ein Gleichgesinnter –, vielleicht wäre sie bereit, mit ihm am Abend den Champagner zu teilen, wenn sie nur wüsste, wer es ist. Aber der Gedanke huscht vorüber, denn vor ihr auf dem Tisch steht nur noch das pink eingepackte Döschen. Gierig macht sie sich daran zu schaffen, ehe ein weiteres Parfüm zum Vorschein kommt, das richtige diesmal. Verzückt jauchzt sie auf und umarmt den Nächststehenden, stutzt dann kurz, da sie für einen Moment vergessen hat, wer ihr dieses tolle Geschenk mitgebracht hat. Als sie sich dessen wieder bewusst ist, wird ihr die Umarmung unangenehm, worauf sie die übrigen Gäste auch noch in die Arme nimmt. Nach der Party wird sie mit dem neuen Parfüm besprüht in die Wanne steigen und den Champagner geniessen. Und wir freuen uns auf den nächsten «Oliver Twist», den uns die Tante in der festen Überzeugung, Dickens' Klassiker gehöre in jede Bibliothek, mitbringt, denn wir können damit wenigstens das Feuer im Kamin anfachen, so dass uns warm um das Herz wird.

* **Dominik Tasnady**, in Meilen wohnhaft, ist Student der Mathematik und schreibt in der Freizeit.